

„Was wir dort machen, ist untypisch für uns“

Der Zürcher Pater Toni Kurmann koordiniert die Arbeit des Hilfswerks der Schweizer Jesuiten. Seine Ordensgemeinschaft hilft dort, wo andere Organisationen nicht mehr arbeiten können.



Hilfe für Bedürftige: Mitarbeiterin des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes JRS in der nordirakischen Stadt Arbil. Foto: Elias Sader

Von Michael Meier

Im Zürcher Jesuitenhaus am Hirschengraben hat Pater Toni Kurmann seine Wohnung und sein Büro. Von hier aus leitet der 50-Jährige den Schweizer Zweig des ordenseigenen Hilfswerks „Jesuiten weltweit“. Zurzeit liegt der Fokus seiner Arbeit ganz auf Syrien und dem Irak. „Die Jesuiten sind bei der humanitären Hilfe zurzeit einer der Hauptakteure in Syrien“, sagt Kurmann. Nicht einmal die Médecins sans Frontières könnten dort tätig werden. Jesuiten mit syrischem Pass indes konnten mit lokalen Freiwilligen in Damaskus, Homs und Aleppo gut funktionierende Netzwerke der Nothilfe aufbauen.

So erreichen sie die Notleidenden im Land selbst, Christen wie Muslime. Mittlerweile erhalten 300'000 Menschen Essensrationen, Kleider, Medikamente und nutzen psychosoziale Betreuungsangebote. Das Hilfswerk arbeitet dabei mit dem Flüchtlingsdienst der Jesuiten (Jesuit Refugee Service) zusammen, einer unabhängigen NGO des Ordens.

Gefährdete Helfer

Allerdings sind die Jesuiten in Syrien gefährdet. Frans van der Lugt, der muslimische und christliche Flüchtlinge aufnahm und bei den Eingeschlossenen in der belagerten Altstadt von Homs geblieben war, ist dort am 7. April erschossen worden. Verschollen ist auch der Jesuit Paulo Dall'Oglio, der im syrischen Kloster Der Mar Masa für den interreligiösen Dialog zuständig war. Im März 2013 hatte er im Zürcher Volkshaus noch einen Vortrag über die Situation in Syrien gehalten. Kaum zurück in Syrien, verloren sich seine Spuren.

Auch im Nordirak sind die Jesuiten tätig, wo Abertausende vor der Terrormiliz Islamischer Staat fliehen und enormes Elend erleben. „Der IS überfordert uns alle, weil er unsere Paradigmen der Verständigung aushebelt und die perfekte Maske des Bösen verkörpert“, sagt Kurmann. Dennoch versucht der Flüchtlingsdienst, mit der lokalen Kirche Basisstrukturen aufzubauen, um den in die kurdische Stadt Arbil geflohenen Menschen mit Essens- und Kleiderabgaben sowie Schulen in Containern für die Kinder zu helfen.

„Was wir in Syrien und im Nordirak machen, nämlich aktive Nothilfe, ist eigentlich untypisch für uns. In der Regel bauen wir in Flüchtlingslagern fast auf der ganzen Welt Schulstrukturen

auf“, erklärt Toni Kurmann. Gerade hat er die katholische Zürcher Synode, das Kirchenparlament, über die Arbeit seines Hilfswerks im Nordirak informiert – worauf die Kirche 200'000 Franken Hilfsgelder gesprochen hat. Also den gleichen Betrag, mit dem sie schon 2013 die Bürgerkriegsopfer in Syrien unterstützt hat.

Im Libanon und in Jordanien ist der Flüchtlingsdienst für beides zuständig, Nothilfe und Bildung. In diese Länder sind Hunderttausende von Vertriebenen geflohen. Sie ängstigen sich vor dem unsicheren Leben in den Auffanglagern. Kurmann war im Oktober 2013 in Jordanien und hat selbst gesehen, „dass ganz Amman bis auf die letzten Winkel an syrische Flüchtlinge untervermietet ist, was einen regelrechten Bauboom ausgelöst hat“. Wie andere internationale Hilfswerke im Libanon und in Jordanien unterstützen die Jesuiten Flüchtlinge mit Mietzuschüssen und mit Essensbons.

Bildung bedeutet Zukunft

In der jordanischen Stadt Irbit, nahe Syrien, bauen sie Tageseinrichtungen für Frauen auf, wobei es auch um Traumaverarbeitung geht. Für Kinder hat der Flüchtlingsdienst Spielgruppen, Kindergärten und Schulen in Privathäusern eingerichtet. Wie schon in Kenia und Malawi sind die Ordensleute in Jordanien dabei, eine Onlineuniversität für junge, vertriebene Menschen einzurichten. Das internationale Netzwerk der Jesuitenhochschulen und der Flüchtlingsdienst arbeiten zusammen, um den Flüchtlingen zu Studienabschlüssen zu verhelfen.

Kurmann ist ein Bild aus der im Zürcher Akademikerhaus der Jesuiten gezeigten Ausstellung „Flucht und Vertreibung“ haften geblieben: Zeichnungen von Kindern aus Europa und Afghanistan zum Thema Frieden. Hiesige Kinder zeichneten eher Symbole wie Taube und Regenbogen, die Kinder aus Herat aber Schule um Schule: „Wenn man immer auf der Flucht war, wird die Schule zu einem Hort des Friedens.“ Bildung gehört seit der Gründung der Gesellschaft Jesu im 16. Jahrhundert zu deren Kernaufgaben. Die Jesuiten verfügen weltweit über Bildungseinrichtungen, vom Kindergarten bis zur Universität.

Wie wichtig gute Schulen für die Zukunft der Kinder sind, haben die Schweizer Jesuiten vor allem in Ostafrika und Indonesien vorgemacht. Allein 2013 haben sie vier Millionen für unterschiedlichste Projekte aufgewendet, nebst der Bildung auch für soziale Entwicklungsprojekte und Seelsorgeaktivitäten. Jesuitenschulen seien längst keine Instrumente der Missionierung mehr, sagt Kurmann. In Indien etwa, wo Missionieren verboten ist, ginge das gar nicht. Zudem machten Christen in Jesuitenschulen nur 20 bis 30 Prozent der Schüler aus. Auch in Syrien und Jordanien engagierten sich Jesuitenschulen im Dienst an der – religiös pluralen – Gesellschaft. „Wir stehen wohl zu den eigenen Werten, predigen aber dort kein religiöses Bekenntnis.“

Im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) hatte der Orden das traditionelle Missionsverständnis verabschiedet und sich selbst neu positioniert. Statt an der Seite der Mächtigen wollte er fortan an der Seite der Entrechteten wirken. Das Programm hiess nun: Option für die Armen, Glaube und Gerechtigkeit, interreligiöser Dialog. In diesem Sinne arbeitet Kurmann mit lokalen Projektpartnern in den verschiedensten Ländern zusammen. Er selbst reist vier- bis sechsmal jährlich nach Übersee, in Krisen- und Armutsgebiete: nach Pakistan, Indien, Bangladesch oder Afghanistan. In Nepal hat er schon einen Generalstreik erlebt, in der Zentralafrikanischen Republik das Schicksal von zurückkehrenden Flüchtlingen, in Kambodscha, Ruanda und Sri Lanka die Nachwehen von Genoziden.

Die klassische Mission, darauf aus, Seelen zu retten, besteht laut Kurmann nur noch in den Köpfen der Europäer. „Für dieses Verständnis von Mission, das manchmal immer noch in mich projiziert wird, könnte ich nie arbeiten.“

Erschienen in: Tages Anzeiger vom 30. Dezember 2014, S. 22.